



Unsere Heimot

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 1

Sonnabend, den 7. Januar 1928.

Nr. 1

Der Wilde Jäger in den Zwölften.

Die Zwölften oder die zwölf heiligen Nächte, die vom 24. Dezember bis zum 5. Januar dauern, galten unseren heidnischen Altvordern als die heiligste, weihvollste Zeit des Jahres. Ihre Feier war durch bestimmte althergebrachte Sitten und Bräuche geregelt, von denen noch einige geringe Reste in den Volksbräuchen unserer Zeit fortleben. Wie in der Johannisnacht, so zeigt sich auch zur Zeit der Zwölften allerhand Spuk, der sich zur Nachtzeit teils in er Luft, teils auf freiem Felde und anderswo bemerkbar macht. Die Geister der Verstorbenen lehren auf die Erde zurück und halten im Gotteshause in der Geisterstunde ihren Totengottesdienst ab, an dem kein Lebender, wenn ihm sein Leben lieb ist, teilnehmen darf. Die Scheidengänger (Grenzläufer) d. i. Leute, die bei Lebzeiten durch einen falschen Eid die Grenze verrückt haben, üben in den Zwölften ihre gespenstische Tätigkeit aus, wandeln an der ehemaligen richtigen Grenze ruhelos auf und ab und rufen unausgesetzt: „Hier is de Scheed! Hier is de Scheed!“ Auch die Hexen machen, wie in der Wollbrechtsnacht (Walpurgisnacht), so auch in den Zwölften ihre nächtlichen Fahrten, und der an altem Brauch und Glauben hängende Landmann pflegt in der Silvesternacht einige Schüsse über das Gehöft und die Feldmark abzugeben, um dadurch die bösen Geister zu verschrecken und sich und die Seinen vor ihren schädlichen Einflüssen zu schützen.

Vor allem aber hält der Wilde Jäger in den Zwölften seine die Menschen und die Tiere mit Angst und Schrecken erfüllenden Umzüge. Zu keiner Zeit des Jahres läßt er sich in dem ihm bekannten Revier so oft und so regelmäßig blicken, als in den zwölf Nächten. Man sagt auch wohl, daß der Wilde Jäger nur in den Zwölften dem menschlichen Auge sichtbar sei, während er in der übrigen Zeit des Jahres nur zu hören sei.

In der Gestalt des Wilden Jägers lebt bekanntlich der altgermanische Gott Wuotan fort, und in der pommerischen Volks Sage ist er darum noch unter den altertümlichen Bezeichnungen Wode, Waud, Wodke, Wor, Waur, Waurke, Waul, Wuid und ähnlich bekannt. Schon der alte Mikälius weiß von seinem Erscheinen im Jahre 1636 zu berichten: „Ein großer kennlicher Reiter ist mit etlichen Hunden am Striche zu Nachte von etlichen Bauer-Mägden in der Luft mit großem Schrecken gesehen worden.“ Und welche Bedeutung dieser Luftererscheinung damals beigemessen wurde, ergibt sich aus seinen Schlußworten: „Wer diese Zeichen in den Wind schlaget, hat wirklich kein Menschen-, ich geschweige ein Christen-Herze im Leibe.“

In einzelnen entlegenen Ortschaften Pommerns wurden noch bis vor 40—50 Jahren während der Zwölften die Vorder- und Hintertüren des Wohnhauses nachts offen gehalten und die von vorne nach hinten durchgehende Diele durch eine Laterne beleuchtet, damit der Wilde Jäger ungehindert hindurchziehen konnte. Bei einer solchen Gelegenheit ist es in einem jetzt abgerissenen alten Sachsenhause zu Binz auf Rügen passiert, daß einer der großen Hunde des Wilden Jägers sich in dem Hause vorsetzte und ein Jahr lang dort blieb. Das Tier war groß und stark wie ein Wolf und fraß viel; es war auch sehr wachsam, hat sich aber an keinen Menschen an-

schließen wollen. Als der Wilde Jäger nach etwam Jahre in der Silvesternacht wiederkehrte und über das Dorf dahinzog, sprang der Hund auf, kläffte laut und „jünste“, und als man ihm die Tür öffnete, sprang er in weiten Sähen davon und rannte hinter der Wilden Jagd her. Die Hausbewohner aber waren froh, als sie den unheimlichen Hausgenossen

Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns — darum laßt uns wacker sein!

E. M. Krudt.

auf diese Weise losgeworden waren (Balt. Stud. n. F. 20 S. 56). Auf Rügen werden auch in anderen Dörfern noch Häuser gezeigt, durch welche der Wilde Jäger durchgezogen sein soll. Andere sagen, der Nachtjäger jage durch Häuser, in welchen drei Türen, die alle drei hinaus ins Freie führen, gegeneinander geöffnet seien.

Wenn der Wilde Jäger dem einsam durch Wald, Feld und Heide einerschreitenden Wanderer begegnet, ruft er ihm warnend zu:

Tschu ha, tschu hal
Holl den' Widdelweg,
Holl den' Widdelweg!
Denn bieten mine Hunn' di nich.

Scheu und ängstlich verläßt der Wanderer den bequemen Fußsteig, der neben der Fahrstraße herläuft, und begibt sich auf den unebenen Mittelbolzen, wo ihm der Wilde Jäger nichts anhaben kann. Aber wer ein reines Gewissen hat, braucht den Wilden Jäger so wie so nicht zu fürchten. Diesenigen aber, die auf unrechten Wegen sind, wie Diebe, Räuber, Mörder und vor allem die Rindsmörderinnen, werden vom Wilden Jäger verfolgt und mitgenommen oder auch gleich ums Leben gebracht. Aus dem Schlawer Kreis berichtet Rosenow: Wehe dem Wandersmann, der sich in den zwölf Nächten vom Wilden Heere an einsamer Waldstelle überraschen läßt! Oft findet man ihn, das Gesicht nach hinten gedreht, mit entsetzten Sägen tot liegen, oder er wird mit in das Wilde Heer aufgenommen.

Die Wilde Jagd sucht immer bestimmte Gegenden, besonders einsame Schmieden heim. An den Schmieden macht sie oft halt, und dann müssen die Meister hinter verschlossenen Türen die Füße der mitziehenden Waldfrauen mit glühenden Hufeisen beschlagen. Aber wehe ihnen, wenn sie aus dem vorgehaltenen Gut mit Goldgulden mehr nehmen, als ihnen für ihre Arbeit zukommt. „Das war dein Glück!“ lacht der Fürchterliche; „hättest du mehr genommen, so hättest du mitkommen müssen!“ Auf diese Ueberlieferung geht der Inhalt eines recht alten pommerischen Volksliedes zurück, das leider

nur mit stark zerfurnemem Texte vorliegt; das Lied ist betitelt: Der Ritt zur Hölle:

Es ging ein Mädchen wohl nach Wein
Bei hellem, lichtem Mondenschein.

Da begegnet sie dem „Herrn von Berg und Tal“, der sie in ein schwarzes Roß verwandelt und das Roß dann beim Schmiede beschlagen läßt. Beim Beschlagen gibt sich das Roß als des Schmiedes Tochter zu erkennen. Zum Schluß wird sie in die Hölle entführt. Was sie verbrochen hatte, bleibt in Dunkel gehüllt. Vgl. Haas: Pomm. Volkslieder Nr. 12.

Ein Müllergeselle, der einst zwischen Weihnachten und Neujahr die Mahlwache auf der einsam gelegenen Mühle hatte, hörte plötzlich in der Geisterstunde die Wilde Jagd nahen. Neugierig schaute er zum Windloche hinaus, und als der Lärm des Jagdgesolges näher und näher kam, stimmte er fröhlich in das Juchen und Johlen mit ein und rief wie die andern: „Tzi hau, zi haul Wod, Wod, hoho, hallo, hallo!“ Eine halbe Stunde später erschien der Wilde Jäger zum zweiten Male vor der Mühle, warf ein mit einem roten Strumpf bekleidetes Frauenbein auf den Mühlensturz und rief dem Gesellen zu:

Seht du mit hulpen jagen,
Kannst du ook mit helpen gnagen!

Das Frauenbein war auf keine Weise zu entfernen; wurde es eingegraben, so lag es am nächsten Abend doch wieder auf der alten Stelle. Erst als der Müllergeselle seine Stellung aufgab und in eine ferne Gegend abwanderte, verschwand auch das Frauenbein.

Solcher Art sind die Sagen, die die dichtende Phantasie unserer Vorfahren erfunden hat, um das grausige, menschenfeindliche Wirken der Naturkräfte während der dunkelsten Zeit des Jahres zu veranschaulichen. Die noch heutigen Tages im Volksmunde umgehenden Sagen vom Wode bilden mit den wertvollsten Bestandteil des pommerischen Sagenschatzes.

H. Haas.

Pommerisches Volksliedarchiv.

Es ist uns ein aufrichtiges Bedürfnis, an dieser Stelle allen, die uns bei unserer Sammelarbeit, sei es durch das Einsenden ganzer Lieder, sei es durch das Ergänzen von Bruchstücken auf unsere Umfragen hin, geholfen haben, vielfach zu danken. Die Arbeiten an unserem Archiv sind rüstig fortgeschritten: fast 4000 Lieder, Besse und ähnliches sind bisher bei uns eingegangen!

Aber auch unsere Umfragen zwecks Vervollständigung von Liedern, die uns nur als Bruchstücke zugesandt wurden, haben einen solchen Erfolg gehabt — auf jede Anfrage gingen im Durchschnitt 60—100 Antworten ein! — daß wir diesen Weg im Folgenden weitergehen wollen:

1. So besitzen wir aus Neuendorf das Bruchstück eines Kinderliedes:

Wie das Gäsle mit dem stumpe Näsle
O wielem Näsle o rotem Söbesta
Am Potka im Nest sit o entlich dorfan läßt,
Wer weiß Näheres über diesen Vers?

2. Von einem Volksliede aus der Gegend von Garzigar besitzen wir folgende Zeilen:

— — — — —

„Ach Gott, soll ich mein junges Leben
in meiner Eltern Hand aufgeben!“
„Verflucht seid, ihr Eltern mein,
daß ihr mein einzig Brüderlein
so schändlich habt gemordet!“

Wer hilft mit, dieses Lied zu vervollständigen?

3. Aus dem Kreise Köslin ist uns die Melodie zum Schreitfächer Walzer, der vor etwa 60—100 Jahren getanzt wurde, zuge-

gangen. Wer kann sich noch auf den Text dazu besinnen?

4. Aus dem Kreise Cammin (Stepenitz, Boddrag) ist uns ein Bruchstück zugegangen, das so anfängt:

„Frau von Gessentassen
hat sich drücken lassen,
truderallalla.“

Dies Lied wurde in der Spinnstube gesungen, jedoch nur an den Abenden der Burschen zu später Stunde und hinter verschlossenen Türen. Weiß jemand von diesem Liede noch Verse?

Die Einsendungen bitten wir an das Pommerische Volksliedarchiv, Greifswald, Germanistisches Seminar, zu richten.

R. A. Liemann, Assistent am Volksliedarchiv.

Aus der Kirchengeschichte von Jamund.

1749—1771.

Von Karl Hilliger.

Nachdruck verboten.

Einen besonderen Abschnitt in der Kirchengeschichte von Jamund bildet die 22jährige Wirksamkeit des Pastors **Halen**, denselbst später Präpositus in Stolp, gleich bedeutend als treuer Seelsorger, Kanzelredner, Synodalleiter, Schulmann und Schriftsteller (u. a. „drei Beiträge zur Stadtgeschichte von Stolp“).

Christian Wilhelm Halen war geboren am 12. Juli 1723 zu Greifswald als Sohn des Postmeisters C. W. Halen und dessen Gattin Maria Elisabeth, einer Tochter des Vize-Präpositus Chr. Tornow zu Belgard. Dieser hatte eine so große Liebe zu seinem ersten Enkel von dessen frühesten Kindheit an gefaßt, daß er ihn vom dritten Lebensjahre an ganz zu sich nahm. Der Kleine mußte allein unter Aufsicht einer Amme im Winter den damals weiten Weg von Greifswald nach Belgard auf der Post zurücklegen. Halen rühmt in seinen Lebensaufzeichnungen die Treue dieses „frommen und redlichen Großvaters“, keine Elterntreue könnten weitergehen. Das kam ihm erst recht zu statten, als beide Eltern 1733 kurz hintereinander starben und ihm wie seiner einzigen Schwester nichts hinterließen; was noch da war, geriet in fremde Hände. „Jetzt wußte ich so wenig, daß ich Eltern verloren hatte, als ich es vorher gewußt, daß ich welche gehabt, denn ich kannte sie nicht. Nur meinen Vater habe ich ein Jahr vor seinem Ende gesehen, aber nur bei einer Durchreise durch Belgard, wovon mir wenig Trost übrig geblieben.“ Der Großvater, der ein „schweres Amt“ hatte, schickte ihn in die „öffentliche“ Schule, gab ihm nebenher aber noch Privatunterricht. Ostern 1740 bezog der Stiebzehnjährige das Collegium Ordningianum in Stargard. Als er seinen Großvater, seine einzige irdische Stütze verließ, war dieser schon alt und schwach, und der erste Brief, den Halen in der Fremde erhielt, brachte die Nachricht von dem am 16. Mai erfolgten Ableben des Großvaters, der 72 Jahre alt geworden war. Halen schreibt: „Als ich

am 1. April 1740 bei meiner Begreifung seine mich noch väterlich segnenden Hände küßte und ihm eine Verlängerung seines mir so kostbaren Lebens von Gott wünschte, sagte er mit gekränktem Wesen: Kränke mich nicht, mein Kind, ich bin milde genug, mein Gott wird mich bald zur Ruhe bringen.“ Ein Asthmaleiden hatte ihn viele Jahre gequält. In seine letzte Fürbitte für seine Familie auf dem Sterbebette schloß er segnend auch seinen Enkel ein.

Von allem menschlichen Beistande sah sich Halen nun verlassen. Die Freunde, die er hatte, konnten ihm nicht helfen, sie hatten mit sich selbst zu tun. Aber Gott schickte Hilfe in der Not. Hin und wieder fanden sich Wohltäter; besonders wurde er in des Kaufmanns Halen Hause versorgt, mit dem ihn eine sehr weitläufige Verwandtschaft verband. Andernhalb Jahre wurde er hier wie das eigene Kind versorgt und unterrichtete dafür nachhilfsweise zwei Kinder des Hauses. So konnte er seine Kollegia ungehindert fortsetzen. Im Dezember 1743 ging er zu seinem Oheim, Pastor Tornow in Langzig, denn er wollte nunmehr eine Akademie besuchen, vorher aber durch des Oheims Beistand sich das Krausenische Familien-Stipendium sichern. Das mißlang, denn einmal war es in „Verfall“ und zum andern waren schon viele Ruhnießer vor ihm da. Aber der Oheim schenkte ihm 20 Taler für den Unterricht seiner Kinder. Mit diesen 20 Talern ging Halen „in Gottes Namen“ nach Königsberg, kam dort mitten im akademischen Jubiläum an und wurde den 1. September 1744 eingeschrieben. Er hielt sich als Inspizient (Aufseher) auf dem Collegium Friedericianum auf und hörte theologische Vorlesungen bei D. Schulz, Silienthal, Arnold und Rau und Philosophie bei den Professoren Knügen und Teschen. Seinen Unterhalt mußte er durch Unterrichten verdienen, „wobei er sehr kümmerlich leben mußte“. Nach fleißigem Studium trat er bei dem Schorlemmerschen Dragoner-Regiment unter Oberst von

Quoos ein bei Vorbehalt einiger Stunden zum Besuch von Kollegien. Das dauerte bis in den Dezember 1747. Da folgte er einer Aufforderung seines kränklichen Oheims in Langzig, ihm mit Predigen und Unterrichten seiner Kinder zu helfen. Raum war Halen einige Wochen dort, als der Oheim am 28. Februar 1748 starb. Halen wollte nun nach Königsberg zurück oder nach Halle gehen. Auf Bitten der Witwe blieb er das Gnadenjahr über in Langzig, auch hoffend, jezt ein Stipendium haben zu können.

Da filgte es sich, daß der Superintendent Schmid in Köslin ihn ersuchte, am dritten Pfingsttag in der großen Kirche für ihn zu predigen. Er reiste nach Köslin, doch nicht eher, als bis er den ersten Feiertag in Langzig gepredigt hatte. Das hatte den alten Superintendenten auf den Gedanken gebracht, Halen würde nicht kommen, er hatte daher einen andern Prädikanten bestellt, dem er nicht wieder abfragen wollte. Entschlossen, den letzten Festtag wieder zurückzureisen, wurde er am Abend zuvor vom Generalleutnant de la Motte, der in seinem Lager in der Gegend von Langzig von Halen gehört hatte, ersucht, die Predigt in der Schloßkirche vor der Garnison zu halten, weil er ihn gern hören wollte. „Solches geschah, und er erhielt von ihm Beifall nebst der Versicherung, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, ihm beförderlich zu sein. Er stellte solches in seine gnädige Fürsorge und reiste zurück.“

Weil inzwischen die Jamundsche Pfarre frei geworden war — deren Patron der Magistrat der Stadt Köslin ist — so ließ er es Halen wissen, daß er sich melden solle; er wollte ihn unterstützen. Halen tat es, doch nur durch ein Handschreiben an den „Dirigenten“ (Bürgermeister); dieser aber empfahl ihn dem ganzen Ratskollegium aufs beste. So wurde er am 6. Sonntag nach Trinitatis zu einer Gastpredigt nach Köslin entboten, die er über Römer 11, 24 und 25 denn auch hielt. Die Predigt wurde hernach gedruckt und in ihrem ersten Teile der vom General-Superintendenten Löw veranstalteten Sammlung von Kanzelandauchten einverleibt. Den folgenden 7. Sonntag n. L. hielt er seine Probepredigt in Jamund über das Evangelium dieses Sonntags. Am 23. August erfolgte seine einstimmige Wahl zum Pfarrer von Jamund. Kurz darauf reiste er nach Stettin und ließ sich am 23. September von dem General-Superintendenten Hornelius zum Amte weihen. Am 18. Sonntag n. L. sollte er in sein Amt feierlich eingeführt werden. Weil aber den Sonnabend vorher der alte 87jährige Superintendent Schmid starb, so wurde er erst am 22. Sonntag n. L. von dem Konsistorialrat und Präpositus Schäfer der Gemeinde öffentlich als Lehrer vorgestellt.

Noch immer aber währte das Gnadenjahr und begab er sich wieder nach Langzig. Gegen Weihnachten indes mußte er wegen der zu übernehmenden Kirchenrechnung wieder herüberkommen. Als er nun deswegen in Köslin im Rathause war, so trug ihm der Dirigent, Hofrat Schmid auf, im Gnadenjahre seines Vaters am Neujahrstage dort zu predigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die tägliche Verspätung des Mondes

Nach den Untersuchungen des verstorbenen Studienassessors Otto Prieme, mit deren Veröffentlichung ich im Heft 42 der Zeitschrift Leuthonista (Verlag Fr. Klopp-Bonn) unter dem Titel „Dialekt-geographische Forschungen östlich der unteren Oder“ beginne, heißt der tägliche spätere Ausgang des Mondes in der Pritterschen Mundart von Wollin (und anscheinend weiter westlich in Vorpommern) de Maon beiet „der Mond beiert“. Dieser Ausdruck begegnet wieder um Körlin und dürfte angesichts der häufig beobachteten Sprachgemeinschaft zwischen Vorpommern dieser Gegend auch in dem Gebiete östlich von Körlin zu Hause sein.

Das große Zwischenstück von Wollin ohne Pritter bis hartwestlich Körlin und südlich bis Gollnow und Babes bedient sich für die gleiche Vorstellung der Redensart de Maon kraugt oder de Maon is im Kraug.

Nach freundlicher Auskunft der Herren Dr. Saas-Stettin und D. Knoop-Stargard erklären sich diese Ausdrücke aus dem Umstande, daß das Beiern und der Krugbesuch dem Sonnenuntergange angepaßt

wurden und somit in der ersten Hälfte des Jahres von Tag zu Tag später fielen. Somit liegt scherzhafte Uebersetzung eines Sprachgebrauches des täglichen Lebens vor.

Um die Verbreitung der beiden Ausdrücke in Hinterpommern kennen zu lernen und vielleicht noch einige besondere Wendungen zu erfahren, richte ich an die Leser dieser Zeitschrift die ergebene Bitte um Mitteilungen an ihre Schriftleitungen.

Kostock.

Prof. Dr. S. Leuchert.

Verein für Heimatkunde und Heimatschutz Köslin.

Am 14. Dezember 1927 veranstaltete der Verein in Gemeinschaft mit die Kösliner Volkshochschule einen Vortragsabend in der Aula des Oberlyzeums. Der Vortragsabend, Universitätsprofessor Dr. D. Schmitt-Greifswald, sprach über „Mittelalterliche Baukunst in Pommern“, ausgehend von den Ueberresten der Klöster Colbag und Eldena und gewissen Teilen des Camminer Domes als ältesten Zeugnissen einheimischer kirchlicher Bau-

denkmäler. Längere Zeit verweilte er dann bei der Stralsunder Nikolaikirche als der schönsten Vertreterin pommerischer Basiliken nach westdeutschem Vorbild. Höhepunkte der kirchlichen Baukunst bilden auch die Stargarder Marienkirche und der Kolberger Dom, von denen der letztere in Hinterpommern eine ähnliche hervorragende Stellung einnimmt wie die Nikolaikirche in Stralsund. Er ist in gotischem Stil erbaut und in seinen ältesten Teilen offenbar um 1300 entstanden. Seine ursprüngliche Anlage als dreischiffige Hallenkirche läßt auf Zusammenhänge mit Greifswald schließen, von denen offenbar die einige Jahrzehnte vorher entstandene Marienkirche als Vorbild gedient hat. Die letzte und östlichste große Hallenkirche Pommerns ist die Dramburger Pfarrkirche.

Nachdem im weiteren Verlauf an geeigneten Beispielen zusammenfassend die Wesensunterschiede zwischen Basiliken und Hallenkirchen erörtert waren, wobei die pommerische Hallenkirche als Verkörperung des niederdeutschen gemüthlichen und soliden Wesens (besonders Greifswalder Marienkirche) bezeichnet wurde, wurden die sog. Feldsteinkirchen behandelt, die einen eigenen Typ des Kirchenbaustils darstel-

Volksfagen, Erzählungen und Schwänke aus dem Kreise Rummelsburg.

Von A. Gadde und D. Knoop.
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Kunde von diesen üblen Zuständen im Dorf war auch dem Alten Friz zu Ohren gekommen. Er, der stets durch Arbeit und Sparsamkeit dem Lande ein musterhaftes Beispiel gab und unermüdet darauf bedacht war, den Wohlstand seiner Untertanen zu mehren, wollte es nicht glauben und beschloß, sich selbst davon zu überzeugen. Auf einer Reise kam er in die Nähe des Dorfes. Während seine Begleiter vor dem Orte zurückblieben, ging er als Handwerksbursche verkleidet hinein und kam in den Krug, wo er sich still an den Tisch setzte. Einige Bauern waren schon da, die andern fanden sich auch bald ein, so daß der ganze lange Tisch besetzt war und der Alte Friz zwischen ihnen saß. Nun ging es los mit Saufen, Spielen und Fluchen, und zuletzt fragte einer den König, ob er nicht mithalten wolle. Der erwiderte aber, dazu habe er kein Geld; auch sei es wohl besser, wenn sie am Sonntag vormittag in die Kirche gingen, statt im Krug zu sitzen. Da erhob sich aber ein gewaltiges Hallo. Alles schrie durcheinander, was ihn denn das angehe; er habe ihnen gar nichts zu sagen und solle das Maul halten, wenn er nicht eine ordentliche Tracht Prügel besehen wolle. Und nun ging die Sauferei erst recht los. Eine große Kanne mit Bier wurde gebracht. Der Schulze erfaßte sie mit beiden Händen, tat einen tüchtigen Zug und gab sie dann seinem Nachbar zur Rechten, wobei er sagte: „Gib weiter!“ Der machte es ebenso, und so ging die Kanne, die, wenn sie leer war, von neuem gefüllt wurde, immer weiter bis zum letzten Bauern, der sie, nachdem er getrunken, dem Alten Friz reichen wollte. Da aber rief der Schulze: „Salt, nun geht es so herum!“ Und die Kanne machte in derselben Weise den Weg zum Schulzen zurück, der dann sagte: „Nun geht es wieder so herum!“ So ging es mehrere Male hin und zurück, und jedesmal wurde der Alte Friz ausgeschlossen.

Eine Zeitlang sah er das mit an, dann rief er laut: „Nun ist's aber genug!“ Damit erhob er sich und öffnete seinen Rock, so daß die Uniform mit dem Stern auf der Brust sichtbar wurde. Bestürzt schauten ihn die Bauern an; sie erkannten jetzt den König, wurden ganz bleich und wollten sich mit zitternden Knien fort schleichen. Der König aber rief: „Salt, hier geblieden!“ Dann gab er dem Schulzen eine tüchtige Ohrfeige und sprach: „Gib weiter!“ Wohl oder übel mußte der den Befehl befolgen, und nun ging es mit den Ohrfeigen wie beim Trinken. Bei dem letzten Kommandierte der König: „Salt, nun geht es so herum!“ War eine Ohrfeige nicht recht vollgültig, so mußte sie in verbesserter Auflage wiederholt werden.

Inzwischen waren die Begleiter herangekommen und schauten verwundert zu, was für ein Vergnügen der Alte Friz und die Bauern sich machten.

Endlich ließ der König es genug sein, hielt ihnen aber noch eine zornige Strafrede, die mit den Worten schloß: „Das weitere wird sich finden.“ Die Bauern samt dem Schulzen und dem Gastwirt kamen wegen Sonntagsentheiligung auf einige Wochen ins Gefängnis. Bei ihrer Entlassung ließ der König ihnen aufs nachdrücklichste einschärfen, das wüste Treiben nicht wieder anzufangen, da sie sonst eine härtere Strafe treffen würde.

Und die Lektion trug gute Früchte, denn die Bauern mieden fortan den Krug und bekümmerten sich mehr um ihre Wirtschaft, gingen auch fleißig zur Kirche und ließen es sich vor allen Dingen nicht wieder einfallen, am Sonntagvormittag Saufgelage abzuhalten, denn sie wußten, daß der Alte Friz nicht mit sich spaßen ließ.

143. Wie Blücher einen Wolf fängt.

Als der Generalfeldmarschall Blücher noch Rittmeister war, hat er auch eine Zeitlang in Rummelsburg gelebt und hier eine Schwadron Husaren kommandiert. Er wohnte in der Großen Kirchenstraße in dem Hause, das später dem Posthalter Rudnick gehörte und das heute noch vorhanden ist. Seine Gemahlin ist in Rummelsburg gestorben und ruht in der Gruft der dortigen Kirche, wie eine Inschrift im Fußboden vor dem Brauergestühl verkündet. Mit den Gutsbesitzern des Kreises unterhielt er regen Verkehr.

Für einen Weihnachtsabend war Blücher auf ein Gut zu Gaste geladen und fuhr, als es schon dunkelte, im Schlitten dahin. Damals gab es im Kreise viel mehr und größere Wälder als heute und in denselben auch Wölfe, die sich, besonders im Winter, recht unliebsamer Weise bemerkbar machten, so daß eine Fahrt durch den Wald in der Dunkelheit nicht ungefährlich war. Aber durch so etwas ließ Blücher sich nicht abhalten, an einer fröhlichen Gesellschaft außerhalb teilzunehmen, und in stottem Trabe ging die Fahrt durch den nächtlichen Wald. Da erscholl plötzlich ein schauerliches Geheult. Ein Wolf stürzte heran und sprang mit gewaltigem Sahe nach den Pferden. Ob nun sein Sprung nicht richtig berechnet war, ob die Pferde nach der Seite sprangen oder ob ein Hufschlag ihn traf, kurz und gut, er fiel in den Schlitten und zwar mit dem Rücken gegen Blüchers Brust. Mit großer Geistesgegenwart schlang dieser die Arme um ihn und hielt ihn fest wie in einem Schraubstock, und der Wolf konnte weder seine Klüße noch sein Gebiß gebrauchen. Nun ging's vorwärts, was die Pferde nur laufen konnten, und bald hielt der Schlitten vor dem hellerleuchteten Gutshause. Den Dienern, die zu seinem Empfang herbeieilten, rief Blücher zu, die Gnädige Frau möge schnell herauskommen; er habe ihr ein prächtiges Weihnachts-

geschenk mitgebracht. Mit ihr kamen auch die andern Gäste heraus, und ihr Staunen war groß, als sie sahen, wie Blücher den Wolf mit den tüchtig funkelnden Augen fest in den Armen hielt. Schleunigst wurden Stricke herbeigezogen, der Wolf damit umschürt und in sicheres Gewahrsam gebracht.

Wurde das aber eine fröhliche Gesellschaft, als Blücher sein Abenteuer erzählte! Die Sitzung dauerte diesmal ungewöhnlich lange, und es war heller Tag, als die letzten Gäste, unter ihnen natürlich auch Blücher, sich verabschiedeten. Was nachher mit dem Wolfe geschah, weiß man nicht mehr.

Erzählt vom Amtsekretär Herrn Münnich (†) in Reinwasser (Gadde).

144. Wie Blücher einen jungen Wolf verschenkt.

Als Blücher mit seinen Husaren noch in Rummelsburg stand, kam er oft auch nach dem Dorfe Groß-Karzenburg im Kreise Publig geritten und verlebte dort bei der Herrschaft herrliche Tage. Die gnädige Frau, eine Französin, hatte als Mitgift eine Unmasse Wein erhalten, der in jener Zeit geleert wurde. Dieselbe Frau war eine Liebhaberin großer Hunde, und als ihr einst ein Tier verendete, versprach ihr Blücher ein andres Prachtexemplar zu verschaffen. Seine Soldaten hatten nämlich irgendwo einen jungen Wolf erbeutet, und diesen brachte er der Hoherfreuten, die ihn ohne ihr Wissen als Hund aufzog.

145. Der Bauer und sein Hütelunge.

Vor Jahren war es, da kam einmal der Schäferjunge eines Bauern mit den Schafen nach Hause. Der Bauer fragte ihn:

„Was dor ul wat?“

Junge: „Was dor ul wat? De Wulf was dor!“

Bauer: „Rehm hei ul wat?“

Junge: „Rehm hei ul wat? Bringe nischt! Ein Schap namm hei.“

Bauer: „Gung hei doamit ümme Barg?“

Junge: „Gung hei doamit ümme Barg? Dorch de Barg kunn hei nisch!“

Bauer: „Kreegst nich use Hund hinge?“

Junge: „Kreegst nich use Hund hinge? Wörtrige kunn ik em doch nisch!“

Bauer: „Dei schleg Jung mutt immer dat leht Bohrt behulle!“

Junge: „Dat leht Bohrt behulle? Dat erst leht hei mi jo nisch!“

Aus Seelitz (F. Dittmann).

146. Wie Vater Prillwitz ein Kalb bespricht.

Vor etwa einem halben Jahrhundert wohnte in der Brünmower Heide ein kleiner Landwirt, Vater Prillwitz, dessen sich ältere Leute in Treblin und Alt-Schäferlei noch sehr wohl erinnern. Er war ein Spatzvogel und besaß einen guten Mutterwitz, war

Ien, der sich überall in der Provinz, besonders auf dem Lande findet. Es ist er eigentliche norddeutsche Kolonialstil und weist nach seinem Material auf die Herkunft der Siebler aus Westfalen hin, wo sich diese Bauart gleichfalls findet. Eine besondere Gruppe bilden auch die massigen, kurzschiffigen, wohl frühestens in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Marienkirchen von Belgard, Röslin, Schlawa, Rügenwalde, Stolp, die man als Pseudobasiliken bezeichnen könnte. Es ist unmöglich, die Fülle des Behandelten in einem kurzen Bericht wiederzugeben. Zum Schluß zeigte der Vortragende noch einige Bilder von Bauwerken und Denkmälern der Stadt Röslin. Der vom vorzüglichen Lichtbildmaterial begleitete Vortrag fand allgemeinen Beifall. Leider war auch dieser Vortrag wieder schwach besucht wie der Vortrag von Dr. Pefler. Die Heranziehung hervorragender auswärtiger Gelehrten zu derartigen Vorträgen wird wegen der entstehenden Kosten dem Vorstand in Zukunft nicht mehr möglich, wenn das Interesse der Rösliner Bevölkerung an heimatkundlichen Veranstaltungen derartig gering ist und das Auftreten ausländischer Musikanten größere Anziehungskraft ausübt. S.

Heimatbücherei.

„Unser Pommerland“. Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 12. Jahrgang 1927, Heft 11/12. Verlag von Fischer u. Schmidt, Stettin. Bezugspreis viertelj. 3.— M. Einzelpreis 1 M.

Das Schlussheft des Jahrgangs 1927 ist ein Sonderheft Stargard, dem der Verlag eine reiche Ausstattung angedeihen ließ. Der Umschlag, der das Stargarder Wappen zeigt, wurde in elf Farben vom Stein gedruckt und weckt in seiner prächtigen Wirkung Erwartungen, die das Heft in jeder Beziehung erfüllt. Es weist fünf ganzseitige Kunstbeilagen auf.

Aber auch der Inhalt des Heftes beansprucht das größte Interesse. In die Geologie des Saahiger Kreises führt Dr. v. Billow ein, während Dr. Kunze einige besonders belangvolle Bodenaltertümer einer Betrachtung unterzieht. Den Stargarder Stadtplan deutet Dr. Carlberg-Gotha. Das Stargard des Mittelalters mit seinem Reichtum an Baudenkmalern schildert Stadtbaurat Schröder. Die Wiederherstellung des bedeutendsten unter allen, der Marienkirche, behandelt ein Aufsatz des verstorbenen

Pastors Redlin, der darin dem Architekten Heinrich Deneke, der die Erneuerung in den Jahren 1906 bis 1911 durchführte, ein Denkmal setzt. Dieser hat auch dem Inneren der in den Jahren 1874 bis 1877 an der Stelle einer alten Hospital-Kapelle neu erbauten Heiliggeist-Kirche im Jahre 1926 seine jetzige Gestalt gegeben, wie in einem Aufsatz über die Geschichte dieser Kirche aus der Feder des Geheimrats D. Dr. Wehmann ausgeführt wird. Aus den Nachrichten zu Prof. Knoops-Stargarder Sagen und Geschichten liest sich besonders spannend „Schills Zug gegen Stargard“ am 15. und 16. Februar 1807. Daß der Komponist der „Lustigen Weiber“, Otto Nicolai, 1826/27 im Hause des Divisions-Auditeurs Adler in Stargard Aufnahme fand, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Dr. Martin Hafsenjaeger plaudert über Stargarder Straßen- und Flurnamen, und Richard Falk unternimmt mit uns einen Spaziergang, der uns noch einmal alle Schönheiten des Stargarder Stadtbildes vor Augen führt und uns dann die lohnendsten Ausflüge kennen lehrt. Wir wünschen dem gediegenen Heft die weiteste Verbreitung und der Monatschrift für den neuen Jahrgang neben den alten viele neue Freunde.

zu allen Zeiten gut und freundlich und deshalb in der ganzen Umgegend beliebt.

An einem schönen Sommertage ging Vater Prillwitz nach Treblin, um dort seine Einkäufe zu besorgen. Der nächste Weg führte ihn über Alt-Schäferel. Als er den Ort passierte, sah er eine ihm wohlbekannte Frau vor der Tür stehen. Prillwitz grüßte: „Gut Dag ol, Naberich, wo geist di dat?“ Die Frau erwiderte: „Schön Dank, Naber, mi geist dat gaut; aber man schön, dat du kümmt. Mi is dat Ralf krank daun.“ „Jo“, sagte Prillwitz, „dat will wi glük make. Wo heist du dat Ralf?“ „Man hier im Stall. Dat fret un supt goarnich mehr.“

Beide begaben sich nun in den Stall. Prillwitz faßte das Kalb an einem Ohr, und die Frau mußte das andre festhalten. Hierauf murmelte Prillwitz:

„Hier stohe zwei Tore,
hewwe dat Ralf an dei Ohre.
Ward dat beter, ward dat schonst fret(e);
Hilwot dat krank, kümmt dat up dei Van!“ —
nämlich auf die Schlagsbank. Zur größeren Wirkung dieses Zauberspruches blies er das Kalb noch dreimal mit seinem Munde an und empfahl, es draußen zu bewegen. Die Frau bedankte sich vielmals, und Prillwitz mußte ihr versprechen, auf dem Rückwege von Treblin wieder heranzukommen.

Das Kalb wurde nach ein paar Stunden besser; der Spruch hatte also wohl geholfen. Als nun Prillwitz auf dem Rückwege wieder bei der Frau einkehrte, da bewirtete sie ihn mit Kaffee und Butterbrot und bedankte sich nochmals für die Hilfe.

Mitgeteilt von Kantor Riene in Treblin.

147. Prillwize sin' Heihner.

Der Handwerker F. in Treblin wollte für seine Tochter die Hochzeit ausrichten und dazu gern acht bis zehn Hühner kaufen. Zufällig traf er Prillwitz, und da ihm bekannt war, daß dieser viele Hühner hatte, so bat er ihn, ihm einige zu verkaufen. Prillwitz sagte: „Minsche, Heihner heww ik naug un väl tau väl. Kumm du man äwer acht Dag' so gegen Abend tau mi; dann find die Heihner all up dat Rik, un du kunnst bi gripe, so väl as du hewwe wist. Ik will sei di ut Inter-Freundschaft alle schinke.“ Der Handwerker meinte, daß er das nicht annehmen könne und daß er die Hühner gern bezahlen wolle; aber Prillwitz entgegnete ihm: „Kumm du man, mi is alles recht, wi ware all fertig ware.“ Als nun F. zu Prillwitz kam, führte ihn dieser zu einer großen Kiefer, die unfern vom Hause stand. Hier hielt eine große Schar von Krähen ihre Nachtruhe, und Prillwitz hieß nun den Handwerker da hinaufklettern: und sich so viele Vögel zu greifen, als er brauche und bekommen könne; denn das seien „Prillwizen seine Hühner.“

Doch Prillwitz hatte ein gutes Herz. Um F. für den mit ihm gehaltenen Scherz zu entschädigen, ließ er ihm vier gute Hühner für billiges Geld ab, und beide schieden in Frieden und Freundschaft.

Von demselben. Noch heute werden in der ganzen Umgegend die Krähen scherzhaft „Prillwize sin' Heihner“ genannt.

148. Der betrogene Schahheber.

Ein Arbeitsmann aus Seehof bei Lubben ging eines Abends in ein benachbartes Dorf, um sich von dem dortigen Schuhmacher ein neues Paar Stiefel zu holen. Bei seiner Rückkehr erblickte er nicht weit vom Wege ein Feuer. „Still still“, dachte er, „doar luttet dat Bild.“ Nun hatte er gehört, daß man in ein solches Feuer einen Gegenstand hineinwerfen müsse, und wenn man kein Wort dabei spreche und sich beim Nachhausegehen nicht umsehe, so finde man am andern Morgen an der Stelle Geld. Er warf daher einen Stiefel ins Feuer und ging still nach Hause. Dort fragte ihn sein Schwiegersohn: „Wor heist du de andre Stäwel?“ „Still ma“, sagte er, „ik war bi dat morgge segge.“ „Set de Schuster de andre nich sadig?“ „Still doch, ik kann bi dat hit nich segge.“ „Na ma, mit einem Stäwel ward de Schuster bi doch nich gahne late. Heist du de andre verlaore?“ „Bes doch still, hull doch din Mull! Du hierscht jo, morgge war ik di dat vertelle.“

Am andern Morgen ging er zu der Stelle und fand einen Haufen toter Kohlen und einen halb verbrannten Stiefel. Ihm blieb nun weiter nichts übrig, als wieder zum Schuster zu gehen und sich einen neuen Stiefel zu bestellen. „Über Minsch“, sagte der Schuster, „wor heist du de andre Stäwel?“

„Jo, ik ma, so o so ging mi dat, o de Vied' segge jo doch, ma mußt wat inschmitte, dann findt ma am anre Morgge up de Stell Bild, o nu schmet ik de Stäwel in, o as ik am andre Morgge hentamm, was hei verbrinnt. Schwig doch ma still, dat de Vied' dat nich wo to weiten kriege.“

Halbwüchsige Jungen hatten in der Nacht die Pferde auf dem Felde gestlitet und auf der Stelle ein Feuer angemacht, das sie beim Nachhausefahren hatten brennen lassen. In dieses Feuer hatte der Mann seinen Stiefel geworfen.

149. Der Doppelgänger.

Als der Herr von Blumenthal noch die Barziner Güter besaß, mußten die Beamten jeden Sonntag im „alten Schloß“ zu Barzin zur Berichterstattung und zum Befehlsempfang erscheinen. Da die meisten eine schlechte Schulbildung genossen hatten, konnten sie nicht lesen und schreiben. Trotzdem brachten sie ihrem Gnädigen Herrn wöchentlich die „schriftlichen“ Berichte. Auf einen Holzstapel oder in einen Hefestod waren wunderliche Zeichen eingeritzt oder eingekerbt, die nur für den Schreiber selbst lesbar und bedeutungsvoll waren.

Einmal nach einer solchen Besprechung gab der Gnädige Herr einen sonderbaren Befehl, der alle in

Erstaunen setzte und zu tiefem Nachdenken reizte. Er befahl nämlich, daß alle Beamten ihn nicht grüßen und ansprechen sollten, wenn sie ihn allein in Feld und Wald trafen. Dieses Gebot sollte auch den Beamten bekanntgegeben werden.

„Was mag den Herrn hierzu bewogen haben?“ fragte man sich. Allmählich kam man dahinter: „Der Herr ist ein Doppelgänger; Förster Zahnte hat es erzählt.“ Förster Zahnte war nämlich kürzlich von Pantow am Stubbenteich vorbeigekommen. Dort hatte der Herr von Barzin auf einem Stubben gesessen. Höflich hatte Zahnte seinen Hut gezogen, aber der Herr hatte ihm mit wild rollenden Augen nur die grimmigen Zähne gezeigt. Erschrocken über dieses seltsame Gebaren war er weitergeeilt, um nach Barzin zu kommen. Hier wurde ihm klar, was er unterwegs nicht hatte begreifen können. Auf dem Gutshofe nämlich sah und hörte er, daß der Herr Barzin an diesem Tage noch nicht verlassen hatte.

Diese Geschichte von dem „umgehenden“ Herrn, der alles sah, hörte, wußte, wurde in der ganzen Gegend rufbar und übte auf die gläubigen Untertanen einen nachhaltigen, wirkungsvollen Eindruck aus.

F. Dittmann im Rummelsburger Kreisalender 1926, S. 47 f.

Beobachtungen und Brutstudien an unserer Vogelwelt im Jahre 1927.

Von E. Genski-Röseln.

II.

Die ersten Ringeltauben sah ich am 9. März, einen Turmfalken am 12. März; letzterer überwintert mancherorts in milden Wintern. Die Singdrossel schlug schon am 10. März von einem Baumwipfel im Forstrevier Kluf. Die ersten Waldschnepfen wurden am 5. März beobachtet. Die große Rohrdornel hörte ich erstmalig am 15. März „brüllen“. Viele zurückgekehrte Bleßhühner, auf dem Zuge befindliche Kethentente, Pfeifente, Tafelente und große Säger beobachtete ich am 17. März auf dem Lüptowsee. Durchziehende Weindrosseln strichen seit dem 20. März in kleineren und größeren Flügen umher. Am 23. März hörte ich abends auf dem Schnepfenanstand den Wanderfalken rufen. In milden, regnerischen Nächten Ende März ertönt oft die Rufe von ziehenden Regenpfeifern, Strandläufern und Rotdrosseln vom dunklen Himmel. Auch brachten solche Nächte mit Südost-, Süd- oder Südwestwind starken Nachschub von Zugvögeln, die sich dann am nächsten Tage plötzlich hören ließen, oder in geschlossenen Verbänden an geeigneten Dertlichkeiten Rast machten.

Den ersten Hausrotschwanz hörte ich am 27. März sein „Wetterfahnenlied“ und am 4. April den Weidenlaubvogel sein „Zilp“-„Salp“ singen. Rauchschwalben trafen schon am 9. April ein. Am gleichen Tage sah ich die Rohrweih in wundervollem Flugspiele über dem Lüptowsee, hörte die Rohrammer ihr Liedchen im Schilfwald singen, erfreute mich an dem Anblick schmucker Hausenttaucher und beobachtete die Bekassine auf den angrenzenden Sumpfläichen „meckend“ durch die Rüste laufen.

Bei Naturstudien auf dem Lüptowsee hatten mein Begleiter und ich an einem Frühlingsabend ein Erlebnis, das in meinen langen Jahren als Forscher und Naturbeobachter in dieser Art einzig dasteht. Ein Sperberweibchen verspürte Appetit auf „Starenbraten“ und belästigte kleine Flüge von Staren, welche sich am See tummelten und zur Nachtruhe im Schilf und Rohr vorbereiteten. Der Sperber stieß mal hier, mal dort in abstreifende Stare hinein, jedoch sichtlich ohne Erfolg. Er ließ den kleinen Gefellen aber keine Ruhe und wiederholte fortwährend in geringen Zeitabschnitten seine Angriffe. Dies wurde den Staren denn doch zu bunt und sie beschloßen, ihrem starken Gegner die Stirn zu bieten und sich zu verteidigen. Das Luftgebiet über dem südöstlichen Teil des Sees wurde nun zum allgemeinen Sammel- und Kampfplatz. Unaufhörlich strömten aus allen Ecken und Enden kleinere und größere Schwärme von Staren zusammen in dem Gefühl, daß

nur Einigkeit stark macht und je mehr, umso sicher sie sind. Die Schwärme wuchsen zu Heeren an und bald war unter dem Himmel über uns nur noch eine einzige ungeheure Starenwolke, die nach Tausenden und Abertausenden zählte. Ein wahrer „Rotregen“ prasselte auf uns und ins Wasser nieder. Die Bewegungen der Starenwolke verursachten dumpfes Grollen wie feines Gewitter, das bedeutend gesteigert wurde, wenn der Sperber mit voller Kraft hinfuhr. Doch man merkte bald, daß dieser der Lage nicht gewachsen war. „Viele Hunde sind des Hasen Tod.“ Anstatt sein Ziel aufzustecken und als verschlagener, kluger Raubvogel den Rückzug anzutreten, stieß er immer von neuem in die Starenwolke, wie von einer magnetischen Kraft angezogen; kehrte aber ohne Beute und mit vielen Schlägen zurück. Seine Angriffe erlahmten mehr und mehr, die unzähligen Stare wickelten ihn förmlich ein, verwirrten ihn und erteilten ihm gewaltige Stöße. Mit großer Mühe kam er noch aus dieser „lebendigen Hölle“ heraus und sicher glaubten wir, daß er nun endgültig in die Flucht geschlagen wäre. Doch nein! Als diese Starenheere einige Minuten in höchster Aufregung hin und her fluteten, wagte tatsächlich der kühne Räuber, vom fiskalischen Wäldchen kommend, wo er sich ein wenig erholt hatte, noch einen letzten Angriff. Dieser sollte ihm doch teuer zu stehen kommen. Mit großem Schneid und geschickten Wendungen faßten die Stare ihren Gegner; es rauschte und brauste, klirrte und pfiff, Schreie und Rufe durchdrangen die Abendluft; ein Entkommen war nunmehr ausgeschlossen. Aus der riesengroßen Wolke wurde ein dichter, schwarzer Knäuel, dann wieder eine Säule, dann andere „Kampfformationen“ und mitten darin der Sperber, der schließlich mit heimlicher Wucht ins Röhricht geprescht wurde, gefolgt von seinen erbitterten Feinden, die ihn nicht mehr frei ließen. Eine „Nachsuche“ nach dem in ritterlichem Kampfe besiegten kühnen Räuber unternahm verbot leider die bereits fast völlig eingetretene Dunkelheit. Lange nachher, als wir schon an der Anlegestelle unser Boot fest gemacht und uns auf den Heimweg begeben hatten, war noch nicht vollständige Ruhe unter den vielen kleinen Kämpfern in Rohr und Ried eingetreten.

Die Mehrzahl der Hausstörche kehrte im letzten Drittel des April zurück. Am 28. April hatte ein Pärchen des wilden Höckerchwanes auf dem Lüptowsee bereits das volle Gelege und auch einige Bleßhühner lagen schon dem Brutgeschäft ob, wobei letztere nicht wenig von umherlungernenden Rebelkrähen belästigt wurden.

(Fortsetzung folgt.)